

Stephan Bundschuh

Fremde Bekannte

Einführende Bemerkungen zur Zuwanderung von Kindern und Jugendlichen

(erschienen in: BDKJ Journal, 11. Jg., Nr. 1+2 [2002], S. 4-6)

Kinder sind beständig. Fühlen sie sich in der Umgebung, in der sie aufwachsen, auch zu Hause, wollen sie keine Veränderung. Veränderung bedeutet Ende des Bekannten, Abbruch der sozialen Verbindungen, Aufgabe des vertrauten Ortes, sie erzeugt Furcht. Kinder ziehen nicht um, sie werden umgezogen. Entsprechend lehnen sie in der Regel ihre neue Umgebung erst einmal ab und nehmen jede Gelegenheit wahr zu betonen, wie schön es damals war, wie großartig der alte Ort und wie schäbig dafür im Vergleich die neue Umgebung, selbst wenn die Eltern besser verdienen, ein Eigenheim zur Verfügung steht oder ein Garten vor der Tür ist. Das alles zählt nicht. Kinder sprechen unverblümt das Unwohlsein über den Wegzug aus, das auch Erwachsenen nicht fremd ist. Diese aber reagieren traurig und gereizt auf die Äußerungen ihrer Kinder – die sie ja immerhin verschleppt haben -, da der Wegzug doch auch wegen der Kinder stattfand, die es besser haben sollten. Aber die Erwachsenen vergessen, dass sie den gewöhnlich gut überlegten und schweren Schritt des Umzugs aktiv vollziehen, während Kinder dieses Ereignis mehr oder weniger passiv erleiden.

Wie reagieren Kinder, die in eine ihnen unbekanntere Gegend kommen, in der andere Menschen leben, die im Zweifel noch nicht einmal ihre Sprache sprechen? Reserviert gegenüber dem erzwungenen Neuen, merken sie bald, ob sie gemocht oder abgelehnt werden. Jede Reaktion der Einheimischen ihnen gegenüber auf dem Spielplatz, in der Schule, in der Straßenbahn, im Supermarkt oder sonst wo wird genauestens registriert. Die Kinder treffen auf fremde Feste, andere Essgewohnheiten, neue Schulregeln und Umgangsformen. In vielen Bereichen können ihnen die Eltern nicht helfen, weil sie selbst die geltenden Regeln nicht kennen und erst erlernen müssen. Vieles wird mit den MigrantInnen nicht ausgehandelt, sondern von oben herab verordnet. So werden in der Schule nichtchristliche Kinder, wenn keine Stundenvertretung möglich oder vom Rektorat erwünscht ist, zu christlichen Gottesdiensten geschleppt, ohne dass sie oder ihre Eltern gefragt worden wären. Probleme im Schulalltag entstehen weniger im Umgang der Kinder untereinander, als zwischen den Kindern und den Erwachsenen. Eltern und LehrerInnen nehmen MigrantInnen-Kinder in der Regel nicht als mögliche Bereicherung der Klasse, sondern als Hemmnis wahr. Solche Erfahrungen machen ein Ankommen in Deutschland sehr schwer.

Wie aber fühlen sich Jugendliche, die schon lange hier leben, wenn dauernd über sie geredet wird? Nicht so, wie über alles und jeden gesprochen wird, über sein Aussehen, die Freunde oder Freundinnen, die Kleidung und den Musikgeschmack. Nein, sondern immer nur als Problem. So ergeht es den Jugendlichen insgesamt, in besonderem Maße aber den jugendlichen MigrantInnen. Sie, die oftmals gar keine MigrantInnen im eigentlichen Sinne mehr sind, werden wie eine besonders brisante Spezies behandelt. Gerade im jugendlichen Alter liegt der Schluss nahe, mich, wenn ich derart betrachtet werde, aus Protest auch so zu benehmen. Denn immerhin wird von mir ja nichts anderes erwartet. So erfüllen sie eine Projektion der Einheimischen, die zum fixen Bild gerinnt und Realität zu werden droht. Deshalb ist Feingefühl nötig, wenn wir von jugendlichen MigrantInnen sprechen. Wer ist damit eigentlich gemeint? Einfach ist es bei denen, die als Jugendliche von einem Land in ein anderes kamen, denn sie sind im wörtlichen Sinne Migranten, Wanderer. Wie aber verhält es sich mit den anderen, die vielleicht selbst gar keine MigrantInnen sind? Die besser deutsch als türkisch oder spanisch sprechen? Und wie bezeichne ich ein Kind einer Migrantin und eines Nichtmigranten? Ist das vielleicht ein Halb-Migrant und gibt es auch Viertel- und Achtel-MigrantInnen? So wie bis heute von Halb-, Viertel-, Achtel- etc. Juden gesprochen wird? Wir brauchen Begriffe zur Unterscheidung und spezielleren Erfassung der Wirklichkeit, dürfen

aber nicht vergessen, dass sie Hilfskonstruktionen sind, die die Wirklichkeit nicht eins zu eins und kaum als Prozess abbilden. Schon Georg Wilhelm Friedrich Hegel, der vielleicht berühmteste Systematiker unter den Philosophen, sagte, dass eins nicht gleich eins und sein System der Welt nicht die Welt sei. Vorsicht ist also geboten. Wenn wir über MigrantInnen sprechen, meinen wir eine Realität und zugleich eine Konstruktion. Die besonderen Erfahrungen dürfen nicht gelegnet, aber zugleich auch nicht als unabänderlich und trennend begriffen werden.

Die Migrationsforschung unterscheidet zwischen MigrantInnen der ersten, zweiten, dritten etc. Generation. Parallel zu den Generationen wechselte die Bezeichnung mit der Veränderung des Einwanderungsverhaltens und dessen Wahrnehmung im Einwanderungsland. Wurde zuerst von Gastarbeitern gesprochen, wurden daraus später ausländische Mitbürger, als sie nicht mehr unbedingt in ihre Herkunftsländer zurückkehrten. Schließlich etablierte sich die neutralere Bezeichnung Migrant(in), da viele die deutsche Staatsbürgerschaft annahmen und deshalb richtigerweise nicht mehr als Ausländer bezeichnet werden konnten. Das Wort Migrant(in) besagt nichts anderes, als dass jemand von einem Ort zu einem andern wandert, gewöhnlich mit Überschreitung einer Staats- und Sprachgrenze. Es umfasst jedoch auch Personen, deren Eltern oder Großeltern MigrantInnen im eigentlichen Sinne waren. MigrantInnen erkennen sich selbst kaum in diesem Wort, sie sprechen von sich als Franzosen, Griechen oder Japaner, sie bezeichnen sich als türkische oder marokkanische Deutsche, deutsche Briten oder deutsche Brasilianer. Wir sehen, wie die Selbstbezeichnungen undeutlich sind und gerade ihre Uneindeutigkeit das Richtige ausspricht. Die Kinder und Kindeskinde (die sogenannte zweite und dritte Generation) von MigrantInnen kennen Kultur, Sprache und Leben der Länder, aus denen ihre Eltern oder Großeltern stammen, in erster Linie von diesen, wachsen aber zugleich in einem anderen Land auf, dessen Sprache, Kultur und Leben sie von Anfang an umgibt. Sprechen sie mit Akzent? Manche ja, viele aber eher mit bayrischem, hessischem oder norddeutschem Dialekt, der sich auch in ihren Gebrauch der Muttersprache ihrer Vorfahren einschleicht. In der Türkei Deutsche, in Deutschland TürkInnen, das ist ihr Lebensgefühl. Sie sitzen rittlings auf den Barrikaden, zu niemandem gehörig und inmitten des Sperrfeuers. Viele verzagen, doch immer mehr sehen genau diese dritte unklare Identität als Chance, als Ausbruch aus den etablierten und engstirnigen Zugehörigkeiten hüben wie drüben. Sie sagen, natürlich sind wir deutsch, aber glücklicherweise nicht deutsch im herkömmlichen Sinne, sondern auf eine neue, andere Art. Dies lässt sie mit erhobenem Haupt einhergehen, was die Einheimischen ängstigt. Eine Generation, die sich von dem allzu vertrauten Satz: „Geht doch dahin, wo ihr herkommt!“ nicht mehr beirren lässt. Erstens weil die sowieso dumm sind, die dies sagen, zweitens weil wir aus Düsseldorf oder sonstigen Orten in diesem Lande kommen. Nur sind wir anders und das ist gut so. Wer als Migrant(in) oder als zugeschriebene(r) Migrant(in) sich im jeweiligen Land behauptet, hat eine gewisse Stärke erworben, sich da durchzusetzen, wo die Stimmung erst einmal gegen ihn oder sie ist. Schwäche hin, Stärke her, diese MigrantInnen lassen sich nicht mehr aus dem Land vertreiben. Entweder erkennt die Mehrheitsgesellschaft das an oder es wird auf Dauer zu herben Zusammenstößen kommen, wie wir sie in Großbritannien beobachten können. Vielleicht enden diese mit dem Sieg der Mehrheit (nicht unbekannt in deutschen Landen), dann aber ist es bestimmt nicht mehr das Land, in dem die anderen bleiben möchten und das Demokratie und Freiheit im Munde führen kann.

Was kann getan werden? Die Einheimischen haben als erstes zu beachten, dass sie es nicht mit armen, bemitleidenswerten MigrantInnen noch mit ExotInnen zu tun haben. MigrantInnen führen kein defizitäres Leben, haben aber auch nicht den Rumba oder sonstige Eigenschaften im Blut. Sie sind keine kulturlosen Eindringlinge, die zivilisiert werden müssen. Sie oder ihre Vorfahren kommen aus Ländern mit alten Traditionen, die erzieherisch und kultivierend auf

die Menschen wirkten. Die westeuropäische Zivilisation kann nicht beanspruchen, Maßstab menschlichen Lebens zu sein. Sie ist ein Entwurf, der zugegebenermaßen ökonomisch durchsetzungsfähig, aber moralisch und politisch keineswegs vergleichbar erfolgreich ist. Die klassischen deutschen Jugendverbände sollten anerkennen, dass es neben ihnen Jugendverbände von MigrantInnen gibt, die sich mit dem gleichen Recht selbstständig organisieren. Diese sind als Kooperationspartner von gleich zu gleich zu betrachten und nicht zu bevormunden. Die MigrantInnen wollen weder als Angeklagte noch als Kläger, weder als Opfer noch als Täter betrachtet werden, sondern als Menschen, die ebenso Kontakte und Unterstützung benötigen wie bereitstellen können. Ein Verband, der MigrantInnen zur Mitarbeit anregen möchte, könnte z. B. die nationale Bezeichnung „deutsch“ aus seinem Namen streichen. Warum? Die Streichung des Wortes deutsch kann denen, die sich nicht so eindeutig dazu bekennen wollen oder können, aber hier leben, ermöglichen, am Verband teilzunehmen, ohne sich durch den Verbandsnamen ausgeschlossen zu fühlen. Abstrakte Solidarität muss in konkrete Zusammenarbeit übergehen, die sich am Leben der MigrantInnen interessiert zeigt, ohne sie zu völkerkundlichen Objekten zu degradieren. Völlig verfehlt wäre es, sich jetzt auf die Suche nach jugendlichen MigrantInnen zu machen und sie aufzufordern, doch bitte am Verbandsleben teilzunehmen, weil sie soooo interessant seien. Das würde den exotischen Status verfestigen. Sie müssen vor allem als Jugendliche und nicht als MigrantInnen angesprochen werden. Integration bedeutet gerade, die Menschen in ihrer Unterschiedlichkeit als Gleiche wahrzunehmen. Alles andere ist Unfug.

Grundlage für ein friedliches Zusammenleben der Menschen ist eine gelingende Kommunikation. Diese ereignet sich nicht nur mittels Sprache, sondern entsteht auch durch Gesten, Taten, ästhetische Äußerungen und Musik. Leichter ist es, wenn mehrere Formen der Kommunikation übereinstimmen. Sicher jedenfalls ist, liebe Leserin und lieber Leser, dass Fatma, Baruch und Karin, die jetzt am gleichen Ort leben, mindestens so viel gemeinsam haben wie der Hänsel des deutschen Märchens, die Kundigunde der deutschen Heldensage und Michael als einheimischer Jugendlicher. Die geteilte nationale Geschichte und Kultur verbindet die Menschen nicht stärker als das synchrone Leben in der Gegenwart.

Stephan Bundschuh, Dr. phil., Studium der Philosophie, Geschichte und Soziologie, Promotion im Fach Philosophie über Herbert Marcuse, Jugendbildungsreferent beim Bund Deutscher PfadfinderInnen, derzeit Geschäftsführer des Informations- und Dokumentationszentrums für Antirassismusbearbeitung e.V. (IDA), Volmerswerther Str. 20, 40221 Düsseldorf, Tel: 02 11 / 15 92 55-5, Fax: 02 11 / 15 92 55-69, Info@IDAeV.de, www.IDAeV.de